

Das Wasser vom Rio Chagres [Schluss]

Autor(en): **Heinzelmann, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 25

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mekger band dem einen der Fremden ein Tuch vor das Gesicht und führte ihn an seinen Platz, wo er das Gesicht der Wand zuehrte.

Der Wirt nahm als Erster einen Gegenstand und legte ihn in die vom andern jungen Mann gehaltene Zigarrenschachtel. Es war ein Rorkapfen, der keinerlei Geräusch machte. Der junge Mann zog einen Schlüssel aus der Hosentasche und tippte mit ihm geheimnisvoll, recht nach Verschwörerart, zwei oder dreimal auf den dünnen Holzdeckel.

„Ein Rorkapfen!“ tönte es vom andern Ende des Saals.

Sie begriffen nicht, wie es möglich war. Der Fuhrmann reimte sich aber die Geschichte so zusammen, daß in einer Wirtshausstube der Gedanke an einen Rork natürlich recht nahe lag und der Fremde mit seiner Antwort einfach Glück gehabt habe. Er ließ seinerseits eine Spielkarte in die Schachtel gleiten.

Der Fremde tippte und der Mann mit den verbundenen Augen rief prompt: „Kreuzdame!“

Sie waren höchst verdukt, fühlten sich wie von einer geheimnisvollen Macht umgeben. Der Fuhrmann sah mit einem gewissen Unbehagen aus dem Fenster; es hätte ihn nicht gewundert, wenn auf einmal Roß und Wagen plötzlich in der Luft verschwunden wären. Inzwischen grübelte der Mekger krampfhaft darüber nach, was er seinerseits noch unternehmen könne um den Fremden auf ihre Schliche zu kommen. Schließlich fingerte er seine alte Silberuhr aus der Westentasche und legte sie in die Schachtel.

Der junge Mann manövrierte mit dem Schlüssel und es ging diesmal etwas länger, bis die Antwort kam, aber sie war darum auch desto vollständiger:

„Silberuhr, Jahrgang 1867, zerbrochenes Glas, stehen gelieben auf 5 Uhr 20.“

Diese Demonstration beseitigte die letzten Zweifel. Die beiden Künstler wurden reichlich bewirtet und abends wiederholten sie ihre Kunststücke vor dem zusammengetrommelten zahlreichen Publikum. Nach einem köstlichen Nachtmahl fanden sie, daß sie ganz gut noch den letzten Zug auf der Station erreichen könnten und somit die Großmut des Wirtes nicht länger in Anspruch zu nehmen brauchten, was dem letzteren übrigens auch sehr einleuchtete.

Als die beiden jungen Leute im Zuge saßen, schlugen sie sich auf die Schenkel und lachten wie besessen. Sie waren zwei Telegraphisten aus der nächsten Stadt. Th.

Das Wasser vom Rio Chagres.

Von Kapitän F. Heinzelmann. (Schluß.)

Die Würfel waren nun für Karl gefallen, — ein Zurück gab es jetzt für ihn nicht mehr und als „reueiger Sünder“ hatte er keine Lust, nach dem „Muttehof“ zurückzukehren und dort Abbitte zu leisten.

Daher ließ er sich in Bern von den Banken alle seine Guthaben auszahlen und machte auch die Schuldbriefe, die er seinen Nachbarn während den beiden letzten Jahren gutmütig geliehen hatte, mit Verlust wieder zu barem Geld und einige Tage später fuhren Yvonne und Karl nach Genf ab. Diese Art „Hochzeitsreise“ sollte aber nicht lange dauern.

An einem schönen Morgen fand Karl in seinem Zimmer ein Schreiben von Yvonne vor, das ungefähr folgendermaßen lautete: „... zuerst sage sie ihm mit diesen Zeilen lebwohl, denn sie hätte nach „reißlicher Ueberlegung“ herausgefunden, daß es doch für sie besser sei, mit einem „galanten“ Franzosen zu verkehren, als mit einem ungehobelten und talpigen „Bärner Bur“, wie er einer sei, — überhaupt hätte sie keinen Respekt vor einem Manne, der seine Frau so treulos verlassen hätte, wie er es getan hätte, um sich aber für ihre verlorene Zeit und ihren „Liebestummer“ einigermaßen zu entschädigen, habe sie selbst einen „gehörigen Griff“ in die Kasse getan, so daß er ihr jetzt nichts mehr schuldig sei und er sich also ihretwegen keine Sorgen mehr zu machen brauche!“

„Donnerwetter,“ das war starker „Tubal“ und Karl war wiederum weiser, aber auch zugleich ärmer geworden auf dieser Welt und nun war ihm eigentlich gleichgültig, was die Zukunft ihm bringen würde.

Karl fuhr nach Paris und nachdem er Monate dort herrlich und in Freuden gelebt hatte, denn für Geld konnte man ja dort alle irdischen Genüsse haben, wurde auch dies ihm schließlich überdrüssig und eines schönen Tages fuhr er mit dem französischen Postdampfer von Havre nach Panama ab.

Drei Wochen der schönen Seereise waren bereits dahingeflogen, — am nächsten Morgen sollte der Dampfer in Colon eintreffen und wieder wie damals vor knapp drei Jahren bewunderte Karl den Tropensternenhimmel und dachte ergriffen und voller Wehmut an den Abend zurück, wo er heimwärts bestimmt war und sich damals gefragt hatte, ob sein Schicksal wohl auch mit den „Sternen“ in Verbindung stünde und wie er für Lolitas Glauben an das Rio Chagres-Wasser damals nur ein mitleidiges Lächeln übrig hatte.

Die Sonne verschwand eben goldigrot zwei Tage später hinter einer unendlichen Wasserwüste, — als Carlos an dem ihm von früher her wohlbekannten Portal der Villa „Buena Vista“ in Panama anklopfte.

Lolita, die ihn kommen sah, öffnete ihm eigenhändig!

Gott, wie wunderbar schön war sie seitdem noch geworden und wie herzlich und freudvoll begrüßte sie ihn, — als wäre überhaupt zwischen ihnen nie etwas vorgefallen.

„Carlos, gestern abend habe ich gerade zum 38sten Male den Mond voll dort im Osten weit hinter den Chipo-Bergen aufgehen sehen, seitdem du von mir Abschied genommen hattest und etwas in meinem Innern sagte mir, daß du, Carlos, in einigen Tagen bei mir sein müßtest, — deswegen habe ich mich auf dieses Wiedersehen wie eine Braut geschmückt.“

Zwei Wochen später — — — Carlos lag in schweren Fieber im Hospital. Bereits hatten die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben; vor seinem Bette aber kniete Lolita in Tränen und betete und hoffte und — hoffte.

Wo selbst europäische Aerztekunst und Medizin versagten, halfen auch alle Zaubermittel der San Blas-Indianer hier nichts mehr; denn Carlos Körper und Natur waren durch das ausschweifende Leben in Paris so geschwächt worden, daß er nicht mehr wie einst diesem tödlichen Tropenfieber trogen konnte.

Langsam, aber umso sicherer, ging's dem Ende entgegen; in den letzten wilden Fieberanfällen hörte man ihn oft das Wort „Anneli“ neben demjenigen „Lolita“ nennen, — und als eines frühen Morgens kurz vor Sonnenaufgang die fahle Mondsichel hoch über den Chipo-Bergen stand — hauchte auch Carlos den letzten Fieberatem in Panama aus — und schlummerte sanft hinüber in eine bessere Welt!

Lolita war trostlos. Zu ihrem Glück hatte sie auch nie erfahren, daß „ihr“ Carlos sich in der Schweiz verheiratet hatte und daß im „Muttehof“ seine Frau immer noch auf ihn wartete.

Neben Carlos Totenbett tat Lolita herzgebrochen den heiligen Schwur, immer ledig zu bleiben und von nun an stetsfort dem Andenken ihres so grausam zerstörten Liebesglüdes zu leben.

Seute noch sieht man jeden Sonntag nach der Frühmesse eine elegante, schwarzgekleidete Dame mit verweinten Augen auf dem Friedhof in Panama einen prächtigen Grabstein schmücken, der die rätselhaften und einfachen Worte trägt: „Meinem Carlos, der nach Panama zurückgekommen ist, um zu sterben.“

Im fernen „Bärnbiet“ aber fragt oft am Abend ein herziges „Meiteli“ von etwa neun Jahren seine kummervolle Mutter: „Muetti, wenn chunt de einijch nume au d'r Vater hei, i möchte au so gärn, gärn g'seh!“